

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 22

Artikel: Altaich [Fortsetzung]

Autor: Thoma, Ludwig

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641376>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 22
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
28. Mai
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Was es braucht — — ?

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Es braucht nicht viel zum Glücklichsein,
Soll ich dir sagen, was?
Ein kleines Haus im Sonnenschein
Mit blankem Fensterglas!

Und vor dem Häuschen, schmuck und klein,
Ein Beetlein oder zwei,
Darin blühn blutrot Nelken fein
Und duftende Salbei.

Das braucht es schon zum Glücklichsein
Und noch ein wenig mehr:
Ein Stübchen, drin beim Lampenschein
Der Friede geht umher —

Der Friede, der in deinem Heim
Das Glück dir täglich gibt —
Der ist mit dir, wenn treu und rein
Ein gutes Herz dich liebt.

Altaich

Eine heitere Sommergeschichte von Ludwig Thoma.

(Copyright by Alb. Langen, München.) 4

Sephi sagte hinterher zur Abspülmagd: „Das ist ein Gawalier! Der woah wenigstens, was si g'hort. De andern freß'n 's Sach nei und wißen si 's Mäu ab, und von loan dank schö hörst d' s' ganz Jahr nix. Höchstens schimpfa fo ma s' hörn, wenn i' net akrat dös kriagn, was s' woll'n, aba dös is a Gawalier ...“

Jede Rödlin setzt eine Gefühlswallung in gute Bissen und große Portionen um.

So erhielt auch Herr von Wlazec am Abend eine Schweinshaxe vorgesetzt, von einer Größe, wie man sie in Oesterreich seit der Metternichzeit nicht mehr gesehen hat.

Dazu war sie mit Liebe gebraten, braun, reich und mit einer so herrlich duftenden Sauce begossen, daß die Aufmerksamkeit des Oberinspektors Dierl erregt wurde.

Der Anblick verständigte ihn und vermehrte seine Abneigung gegen den ekelhaften Hanswurstchen, wie er so gleich den sorgfältig gekleideten Oberleutnant innerlich genannt hatte.

Er setzte eine mürrische Miene auf und nahm sich vor, unnahbar zu bleiben.

Er täuschte sich.

Gegen die bezwingernde Liebenswürdigkeit des Herrn von Wlazec gab es keine Hilfe; unter dem Einfluß seines sonnigen Wesens schmolz jede Eisrinde.

Vorläufig aß er die Schweinshaxe und geriet durch den Genuss in erhöhte Wärme und Menschenliebe. Dann richtete er seine Blicke auf Dierl, über den ihm die Kellnerin schon Auskünfte erteilt hatte.

Er musterte ihn, während er sich hinter der Serviette die Zähne ausstocherte. „Dieser Münchner ... etwas unsoigniert ... Mittelklasse ... auskömmliche Existenz habend ... in Ermangelung besserer Gesellschaft noch brauchbar ...“

Der Oberinspizitor sah verdrießlich zur Seite, wenn sich die Blide kreuzten und bis mit zorniger Energie die Spieke seiner Zigarre ab. Herr von Wlazec zog mit einer hübschen Bewegung eine silberne Zigarettendose aus der Seitentasche, klopfte eine Memphis etliche Male auf den Dedel und zündete sie an. Nachdem er einige Züge inhaliert und den Rauch wollüstig durch die Nasenlöcher gestoßen hatte, war sein Entschluß gefaßt.

Er stand mit einem verbindlichen Lächeln auf, schlürste nach alter Kavalierart über den Fußboden hin und machte vor dem überraschten Dierl eine tadellose Verbeugung.

„Gestatten, mich vorzustellen ... Oberleutnant von Wlazec ...“

„Sehr angenehm ... Oberinspizitor Dierl ...“

„Verzeihen, daß ich mir die Freiheit nehme, aber ich glaube, zu bemerken, daß wir in gewissem Sinne Leidensgefährten sind ... Das heißt, bildlich gesprochen, denn bei einer so vorzüglichen Verpflegung ist das Wort nicht buchstäblich anzuwenden, — ich möchte bloß das Gefährten betonen, indem wir uns gemeinsam auf diesem unentdeckten oder vielmehr neu entdeckten Eiland befinden ...“

Herr Dierl, der als Lebensversicherungsinspizitor einen berufsmäßigen Blick für Annäherungsversuche hatte, mußte

unwillkürlich Hochachtung vor der Meisterschaft des ekelhaften Hanswurstchen empfinden.

Da ihm nicht gleich eine Antwort einfiel, grunzte er etwas Unverständliches, was auch als Erwiderung gelten konnte.

Das veranlaßte Herrn von Wlazec, Platz zu nehmen und die Konversation fortzusetzen.

„Habe gehört, Herr Oberinspектор sind schon einige Tage hier und haben sozusagen Prioritätsrechte, die ich selbstverständlich respektiere ...“

Dierl antwortete und war bald in ein anregendes Gespräch verwickelt, in dessen Verlaufe er die sein Ansehen hebende Mitteilung einfließen ließ, daß er vor etlichen Jahrzehnten banrischer Leutnant gewesen sei. Daraufhin titulierte ihn Wlazec als Herrn Kameraden, und der Oberinspектор der Artemisia kam nach dem sechsten Glase Bier in eine fröhliche Soldatenstimmung und wurde beim späten Schlusse ganz und gar alter Militär.

Als man sich kameradschaftlich getrennt und jeder sein Zimmer aufgesucht hatte, setzte sich Herr Dierl etwas durmelig auf den Bettrand, zog einen Stiefel aus und versank in Nachdenken, zog den andern Stiefel aus und sagte vor sich hin:

„Dös is ja ein sehr angenehmer Mensch!“

Die beiden Soldaten blieben nicht lange allein auf dem Eilande. Wie, um Gegensäcke hervorzuheben, führte das Schicksal etliche Tage später den blonden, zivilen Professor Horstmar Hobbe nach Altaich.

Er war außerordentlicher für Kunstgeschichte in Göttingen und brachte seine Gattin Mathilde und eine zwölfjährige Tochter gleichen Namens und Aussehens mit.

Er mietete sich bei Natterer ein, da er stille Zimmer und einen Garten für sich haben wollte.

Zum Mittagessen ging die Familie Hobbe in die Post, abends zog sie es vor, daheim zum Tee Butterstullen und kalte Rüche einzunehmen. Horstmar Hobbe arbeitete an einem großen Werke, das das letzte, entscheidende Wort über die Kunst als Kunst bringen sollte und den Titel trug: „Ueber die Phantasie als das an sich Irrationale.“

Wer zu einem so beträchtlichen Baue täglich mehrere Steine liefern muß, will nicht gestört werden und darf nicht jeden Abend unter banalen Menschen aus der Stimmung fallen, um erst nachts wieder hinein zu kommen.

Das vertrug sich nicht mit der Aufgabe und nicht mit der Absicht des Professors Hobbe, der lieber in Göttingen geblieben wäre und nur deswegen abgereist war, weil ihn bei der Untersuchung, ob Phantasie die Vorstellung der ideellen Form für die reale Erscheinung oder die Vorstellung der realen Form für die ideelle Erscheinung sei, eine längere Blutleere im Gehirn befallen hatte. Der Arzt verordnete entweder völlige Einstellung des großen Werkes oder mäßige Arbeit in Landluft, und da Frau Mathilde zufällig in einer Berliner Zeitung den Hinweis auf das von ozonreichen Waldparzellen umgebene Altaich las, entschloß man sich, dorthin zur letzten Festlegung der bedeutenden Begriffe zu ziehen.

Die Familie fand bei Natterer die passenden Zimmer. Von seiner Studierstube aus fiel Hobbes Blick über

den kleinen Garten hinweg auf die große Holzwand der nachbarlichen Scheune, irrte also nicht in ungemessene Fernen, sondern hing sich an Linien und Astlöchern der grauen Bretter fest, was sein tiefes Nachdenken förderte.

Geräusche machten sich nicht bemerkbar; nur manchmal kreischte das Rad eines Schubkarrens, wenn die Magd des Nachbarn frischen Dünger auf den Misthaufen fuhr und umleerte, aber diese der seining so verwandte Tätigkeit störte den Kunstreisenden nicht.

So war er vom ersten Tage an zufrieden und glücklich, und Mathilde die Ältere, wie Mathilde die Jüngere, die genau wußten, wie weit die Untersuchung über das Produkt im Verhältnisse zum Subjekte vorgedrungen war, ließen Stolz und Befriedigung in blauen Augen aufleuchten.

Unmöglich für Herrn von Wlazec, an die Familie heranzukommen. Er hatte es bei ihrem männlichen Haupte versucht.

Horstmar Hobbe hatte mit seinen Damen die Post verlassen, war nach wenigen Schritten auf dem Marktplatz stehen geblieben und hatte seinen Blick gerade über den Brunnen weg auf ein Haus gerichtet.

Ahnte Wlazec, daß der Professor in diesem Augenblide darauf kam, daß das Genie in der Kunst ein Grenzbegriff sei? Er ahnte es nicht.

Er verbeugte sich ritterlich vor dem tiefen Denker und sagte:

„Gestatten, mich vorzustellen ... Oberleutnant von Wlazec ... habe gehört, daß Herr Professor behufs Studienzwecken seinen Aufenthalt nach hier transferiert haben und glaube wirklich nach meinen gemachten Erfahrungen versichern zu können, daß sich der Ort ganz vorzüglich zu geistiger Produktion eignet ...“

Er hätte noch länger ungestört reden können, wenn nicht Hobbe nach Überprüfung des Satzes wiederholt festgestellt hätte, daß Genie in der Kunst ein Grenzbegriff sei, und hinweg geeilt wäre, um den bedeutenden Fund schriftlich zu bergen.

Den höflichen Oberleutnant traf dabei ein derartig leerer Blick aus den Augen des Gelehrten, daß er entsezt zurückprallte und auch hinterher viel zu verblüfft war, um sich gekränkt zu fühlen.

„Spinn“, sagte er zu Dierl. „Ich bidde, lieber Herr Kamerad, der Kiel spinn evident. Wann ich an Ochsen mit der Hac'n niederschlagen möchte ... verzeihen Sie den harten Ausdruck ... aber, wann ich an Ochsen niederschlag, macht er ungefähr solchene Augen wie der Mensch ... das heißt, bloß ungefähr, und immerhin noch bedeitend intelligentere.“

Es kam vor, daß Frau Hobbe mit ihrem Töchterchen spazieren ging, wenn die weihevollsten Stunden über Horstmar kamen und seine Gedanken sich so tief in das Irrationale der Phantasie bohrten, wie der Blick seiner entgeistigten Augen in die Astlöcher der Scheunenwand. Es kam vor, daß ihr dann zwei Herren begegneten und daß der Elegantere sie höflich grüßte. Dann dankte die außerordentliche Professorgattin mit solcher Kälte, daß ein wärmerer Blick, der sie streifen wollte, auf dem halben Wege erfror.

„Ich bidde, Herr Kamerad“, sagte Wlazec, „was ist das für eine Art von Weiblichkeit? Ist das vielleicht Charme? Wahrscheinlich soll es Größe sein, aber bidde,



Mühle im Schwarzwald. Nach einem Gemälde von C. L. Sahrbach.

was heißt Größe? Das wahre Weib muß einen Gruß halb entgegennehmen und halb parieren und auch auf Distance das reizvolle Spiel einer erlaubten Koketterie entfalten, das heißt, wann sie das kann, wann sie Charme hat, wann sie ein entzückendes Weib ist. Was meinen Herr Kamerad?"

Dierl, der als alter Junggeselle keinen Sinn für Nuancen des weiblichen Charakters hatte, antwortete etwas mürrisch: „Hätten S' halt die fade Wachtel net grüßt!“ „Aber bidde ...“

Wlazel setzte seinem Herrn Kameraden lebhaft auseinander, daß nichts auf der Welt ihn bewegen könne, unrichterlich zu sein.

Um Ufer des Bils entlang wandelnd, gewährte er dem Inspektor der Artemisia Einblicke in das Wesen der Galanterie, die lehrreich hätten sein können, wenn sie nicht um Jahrzehnte zu spät gekommen wären.

* * * * *

Die Nummer vier in der Fremdenliste führte Herrn Tobias Bünzli, Dichter aus Winterthur, an; das Wort Dichter war durchschossen gedruckt, vermutlich auf Wunsch des Kaufmanns Natterer, der den Galt als wertvolle Acquisition betrachtete. Mit der äußerlichen Erscheinung Bünzlis war nicht viel Staat zu machen. Er war ein langer, hagerer Mensch, in der Mitte der Zwanziger; sein Gesicht war blaß und unrein; auch die Zähne waren schadhaft, und auf

geistige Beschäftigung deutete nur ein üppiger Haarwuchs hin. Aufmerksame Beobachter hätten sehen können, daß die Hände des jungen Mannes auffallend groß waren und Spuren von Frostbeulen trugen.

Sie konnten vom Dichten in kalten Dachstuben herühren, aber ein mißtrauischer Mensch hätte eher an einen Kommiss gedacht, der in ungeheizten Lagerräumen hatte arbeiten müssen.

Bünzli erhielt ein hübsches Zimmer beim Bürgermeister Schwarzenbeck, doch dichtete er anscheinend am liebsten in der freien Natur.

Auf den Bänken, die Harlander gestiftet hatte, saß er und schauteträumerisch über den Fluß hin, besonders träumerisch, wenn junge Mädchen um die Wege waren.

Sie gingen zu zweit und zu dritt ineinander eingehängt den Hügelweg zur Bils hinunter und bewunderten Bünzli, der an ihnen vorbei in selige Gefilde schaute. Ob sie errieten, daß er ihretwegen hastig den Bleistift neigte und Worte in sein Notizbuch schrieb? Altsach liegt weit ab von der Literatur, aber der Teufel steht in allen Mädeln.

In der Post bedeutete der junge Mann wenig; seine Versunkenheiten zu Mittag und am Abend erregten keine Teilnahme.

Sie standen freilich in wunderlichem Gegensatze zu dem riesigen Appetite, den Bünzli zeigte, aber Hobbe gab sich mit Rätseln der Natur nicht ab, und ein nicht vorgestellter Mensch war kein Mensch für die Frau Professor.

Wlazel sah freilich, was der junge Mensch aß und wie er aß. Er sah auch, daß seine Schuhe schief getretene Abfälle hatten, daß seine Hände ungepflegt und seine Fingernägel abgebißt waren. Damit schied Tobias für den Herrn Oberleutnant aus der Klasse achtenswerter Individuen aus.

Wlazel unterhielt sich lieber mit Eingeborenen, die er oft ermahnte, sie nie und durch nichts von den schlichten Gewohnheiten der Väter abbringen zu lassen.

„Beachten Sie stets, Herr Posthalter, daß die Basis Ihres florierenden Geschäftes die Billigkeit der Preise ist. Das ist gewissermaßen Ihre Spezialität, und in dem modernen Mischmasch ist jede Spezialität etwas Söldenes und eiserner Wichtiges. Schauen Sie, ich kann da aus eigener Erfahrung sprechen. Ich habe erlebt, daß ganze Gegenden durch den internationalen Schwindel ihres Reizes beraubt worden sind. Was tut da ein denfender Mensch? Er bleibt ganz einfach weg. Wann ich zum Beispiel den Wunsch hege, das ächte Altbauern kennen zu lernen, will ich den gemietlichen Posthalter Blenninger antreffen, seine Qualität und seine zivilen Preise. Wann ich natürlich ein Aff' bin, rutsch' ich in den Hotölls herum und soupire im Frac und mache den internationalen Schwindel mit. Folgen Sie mir, Herr Posthalter, und bewahren Sie sich Ihre prachtvolle Spezialität!“

„Ja ... ja ...“ antwortete der Blenninger, „is scho recht.“

Bedeutsamer für die Geselligkeit war das Eintreffen des fünften Kurgastes, des Kanzleirates Anton Schützinger aus München.

Der kleine, beliebte Herr schien üble Laune nicht zu kennen.

Er war ein Mann, der, auf der höchsten Höhe des Kanzleidienstes stehend, mit sich selbst zufrieden sein mußte und keine Wünsche mehr hegen konnte.

Das herrliche, so wenigen Menschen beschiedene Schicksal, am Ziele angelangt zu sein, über das hinaus es nichts mehr anzustreben gab, gewährte ihm ein Glücksgefühl, das seine Augen hinter der Brille fröhlich funkeln ließ.

Er erzählte gerne Anekdote, aber dabei kam ihm seine im Dienste angewöhnte Gewissenhaftigkeit in die Quere, denn er verweilte bei Nebenumständen, gab einleitende Erklärungen, verbesserte sich und kam selten zum guten Ende.

Das störte ihn nicht, weil er mehr Wert darauf legte, den hohen Beamten, von dem er die Geschichte hatte, namhaft zu machen.

Schützinger mietete sich in der Post ein und setzte sich am ersten Abend zu den beiden alten Soldaten, die ihn gewähren ließen.

Es stellte sich, wie es nicht anders sein konnte, bald heraus, daß der Herr Kanzleirat manche angesehene Persönlichkeit kannte, die der Herr Oberinspектор gut kannte, und daß der Herr Oberinspектор mit gewichtigen Männern verkehrt hatte, die zu den Bekannten des Herrn Kanzleirates gehörten.

„Diese Gemeinschaft der Rennaissances“, sagte Wlazel, „hat etwas Riehrendes. Sie stempelt die Angehörigen der gleichen Stadt gewissermaßen zu Kindern derselben Mudder. Das kann in der Fremde geradezu einen herzbewägenden Charakter annehmen. Ich bidde, ich war im Jahre zweihundachtzig — pardon! es war dreiundachtzig —, weil da-

mals mein intimster Freind, der Graf Kielmannsegge, nicht der Max Kielmannsegge, sondern der Georg Kielmannsegge, der gelbe Schurl, wie ich ihn getauft hab, das Lemberger Corps kommandierte. Von was, bidde, wollte ich sprechen? Ja so ... pardon! Von der Gemeinsamkeit der Rennaissances. Ich war damals unseligen Angedenkens in Jaroslau in Garnison. Rennen die Herren Jaroslau? Nicht? Dann begehren Sie es nie und nimmer zu schauen! Msdann, ich sitze bei Chaim Weichselzopf im Kaffeehaus, eine Schale Haut trinken. Ein Rittmeister von den vierten Dragonern setzt sich zu mir. Tschau! Särvus! Wir sprechen von früheren Zeiten und Garnisonen und kommen auf Graz. Er war dort — ich war dort. Er kennt den Baron Styrum, den Graf Spaur, er schwärmt von der Komteß Buttler, von der Hansi Buttler, nicht von der Mizzi, die war damals noch angehendes Badfischel. Msdann ich lenne den Styrum, den Spaur, ich schwärme von der Hansi Buttler ... auf einmal ... ich bidde, meine Herren, es ist effektive Tatsache ... stirzen uns harten Soldaten die Tränen aus den Augen ...“

„Uebrigens, Herr Kamerad, mir in Burghausen ...“ wollte Dierl beginnen, aber der Kanzleirat hielt seine Zeit für gekommen.

„Entschuldigen, Herr Oberinspектор, wenn ich unterbreche, aber mir fällt bei der Erzählung, die der Herr Oberleutnant soeben ... ah ... vorgebracht hat, eine sehr lustige Anekdote ein, das heißt es ist eigentlich weniger eine Anekdote, was man im gewöhnlichen Sinn unter einer Anekdote versteht, sondern mehr eine sehr treffende Antwort, die tatsächlich vorgekommen sein soll. Da keine Damen in der Nähe sind“ — Herr Schützinger zog sich vorsichtig um, bemerkte aber bloß den Dichter Bünzli, der in der Nase bohrte —, „da keine Damen in der Nähe sind, kann ich es ja wohl erzählen. Für die Damenwelt wäre der Wit, respektive das Vorlommnis etwas zu gepfeffert oder doch zu pikant. Unser Ministerialrat Klezenbauer hat es neulich auf unserer Regelbahn zum besten gegeben, und ich muß sagen, daß ich selten was Lustigeres gehört habe ... Der Wit ist nämlich folgender, es handelt sich um einen älteren Herrn, so eine Art Bonvivant, wie man zu sagen pflegt; der Betreffende war schon bedenklich ergraut, das heißt, er war kein Greis, aber doch schon über gewisse Jahre hinüber. Kurz und gut, ein Bekannter begegnet ihm auf der Straße, oder im Klub, kurz und gut, er sieht ihn wieder einmal nach längerer Zeit, vielleicht nach Jahren, und macht gewisse Anspielungen auf das Alterwerden mit einem pikanten Beigeschmac, die Herren verstehen schon, und da sagt dieser ältere Herr, dieser Bonvivant, ob vielleicht jemand aus dem Bekanntenkreis von dem betreffenden Herrn, aus dem Damenkreis natürlicherweise, eine Beschwerde eingereicht habe ... Ich muß sagen, die Regelbahn hat gewadelt, so haben wir alle g'lacht ...“

Dierl blieb ernst. Wlazel blieb sehr ernst. Bloß der Kanzleirat brach über seine Anekdote in ein schallendes Gelächter aus und sah sich augenzwinkernd nach dem jungen Menschen um, ob der nicht am Ende an der Pikanterie teilgenommen habe. Er hätte es ihm in seiner Gutmütigkeit gegönnt.

Aber Tobias Bünzli bohrte in der Nase.

Es war Schranne in Altdorf, wie alle Samstage. Da die Heuernte zu Ende war und die Getreideernte noch nicht gommen hatte, kamen etliche Bauern auf den Markt und machten sich einen guten Tag in der Post.

Geschäfte gab es um die Zeit eigentlich nicht, aber jeder machte kleine Einkäufe, damit die Bäuerin daheim den guten Willen sah.

Sie saßen bis in den Nachmittag hinein in der Wirtsstube und unterhielten sich über die Ernteaussichten.

Dann fuhr einer nach dem andern weg, und Martl schirrte die Gäule ein, hielt mit jedem einen kurzen Diskurs ab und lüppte die Haube, wenn er sein Trinkgeld kriegte.

Den Lenzbauer und den Sappelhofer, zwei angesehene Bauern von Niedering, begleitete der Posthalter selber hinaus und wünschte ihnen das beste Wetter für die Ernte.

Wie sie weggefahren waren, wollte der Blenninger in die Stube zurückgehen, blieb aber in der Durchfahrt stehen, weil ihm was einfiel.

„He, Martl!“

Der Haußel kam langsam heran.

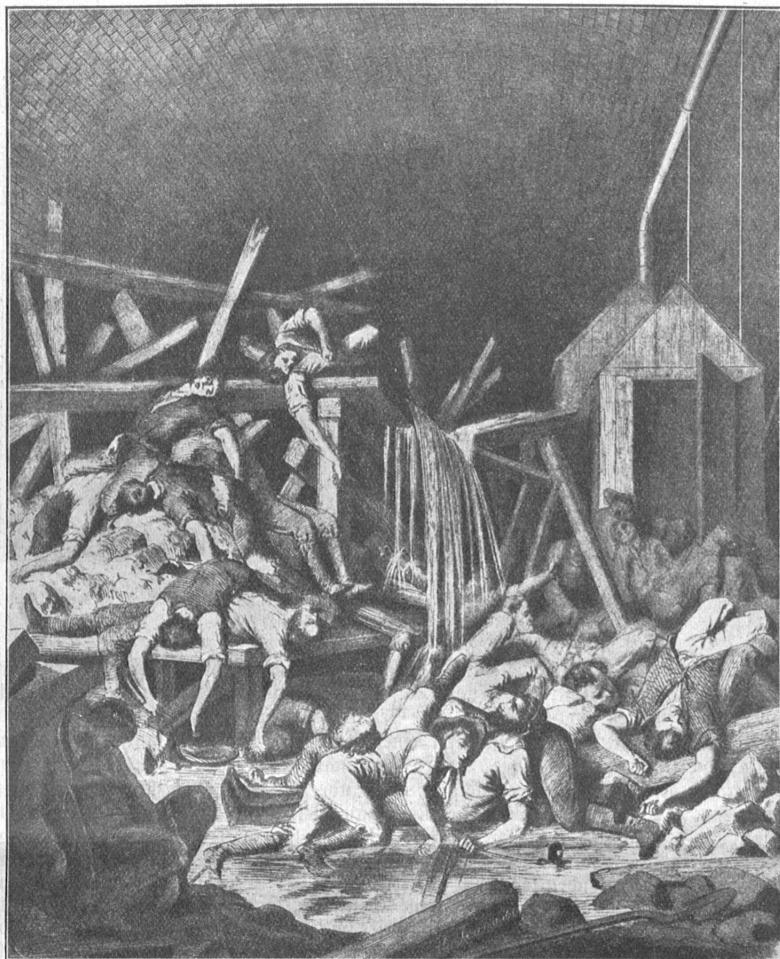
„Wos is?“

„Was auf, morg'n is Sonntag, gel?“

„Ja.“

„Da kunnst du eigentli amal de neue Haub'n auffeß'n ...“

(Fortsetzung folgt.)



Auffindung der ersten 31 Verschütteten hinter dem Schacht No. 1 nach Durchbruch des Schuttkegels.
(Nach einer zeitgenössischen Zeichnung.)

Das Unglück im Hauensteintunnel.

Zum 75jährigen Jubiläum, 28. Mai 1932.

Das Unglück im Hauensteintunnel, das 63 Todesopfer forderte, ist die grösste Katastrophe in der Geschichte der Schweizerbahnen. Der alte Hauensteintunnel maß 2495 Meter, begann in Trimbach und endigte in Läufelstingen. Da er 26 Promille Steigung hatte, wurde bekanntlich im Januar 1912 mit dem Bau des Basistunnels von Olten nach Tiefnau begonnen, der am 10. Juli 1914 durchschlagen wurde.

Als man den alten Hauensteintunnel baute, hatte man noch geringe Erfahrungen im Tunnelbau. Ein Basistunnel konnte unmöglich in Frage kommen. Da der Tunnel nur etwa 150 Meter unter dem Berg gebaut wurde, kam man auf die uns heute sonderbar anmutende Idee, von oben drei senkrechte Schächte auf die Tunnelbasis zu bauen, um die Arbeiten an mehreren Stellen zugleich beginnen zu können. Die Schächte sollten zudem der Herausförderung von Schutt, der Lüftung des Tunnels und der Beförderung von Steinen zum Ausmauern dienen. Ein Schacht, heute noch erhalten, wurde im „Ruchfeld“ gebaut, der andere in einer Bergsenkung der „Muregg“, der infolge Wassereinbruch unvollendet blieb, der dritte, heute verfallen, im „Lantel“ hinter dem Dorfe Hauenstein. Dieser Schacht wurde die Ursache zum schrecklichen Unglück am 28. Mai 1857. Damals war der Tunnel bis auf 257 Meter durchbrochen,

über den Schacht hinaus gebaut. Dieser war im oberen Teil ausgemauert, im festeren Gestein nicht mehr, unten eine Schicht Viasmergel mit einem Bretterverschlag gesichert. Ein mit Lehm belegter „Boden“ schloss unten den Schacht ab, damit die Arbeiter im Tunnel nicht durch herunterfallende Steine gefährdet wurden. Im Boden war eine Falltür, die das Verladen der Steine zum Ausmauern des Tunnels direkt in die Rollwagen erlaubte. Unter dem „Boden“ war erst noch ein Gerüst angebracht.

Die Tunnelarbeiter waren durch den starken Pulver- und Deldampf in ihrer Arbeit stark behindert. Man baute unter dem Schachte einen Ventilator ein, den das reichlich fließende Tunnelwasser trieb. Das half nicht viel. Nun kam man auf die Idee, die Luft im Schachte mit einem Ofen zu erwärmen, um einen stärkeren Luftzug zu erzwingen. Das wurde die Ursache des Unglücks, wenn schon sich die Idee als durchaus richtig erwies. Einwandfrei wurde die direkte Ursache des Brandes im Schacht nie festgestellt. Vom Ofen ging ein langes Ramin durch den erwähnten Abschlussboden in den Schacht hinauf. Nun soll am Unglüctstage ein geteertes, starkes Seil von oben heruntergehängt haben, mit einem schweren Haken versehen, mit welchem man die Bausteine herunterließ. Dieses soll nun Feuer gefasst haben, das sich rasch der hölzernen Tunnelverschalung mitteilte. Es wäre aber auch möglich, daß die stark rissigen, ausgedörrten Bretter direkt durch Funken entzündet wurden.